

Die freie Durchfahrt

Letztens fuhr ich mit meinem Vater durch eine enge Straße. An einer etwas breiteren Stelle standen zwei geparkte Autos auf beiden Seiten, direkt einander gegenüber. Mein Wagen passte gerade noch hindurch. „Ein Feuerwehrauto kommt hier aber nicht mehr durch“, sagte ich halblaut. Mein Vater antwortete: „Das ist rücksichtslos.“

Das Wort katapultierte mich in eine andere Zeit. Rücksicht. Ich höre es seltener als früher. Es klingt beinahe altbacken, ein wenig nach erhobenem Zeigefinger. Als müsse jeder dieselbe Vorstellung von einer Situation haben. Dabei hatte mein Vater mit seinem knappen Satz etwas sehr Konkretes bezeichnet: Hier muss auch ein Fahrzeug durchkommen können, das größer ist als unseres. Vielleicht hängt irgendwann ein Menschenleben davon ab.

Die Feuerwehr war nicht da. Niemand rief um Hilfe. Die Straße lag ruhig vor uns. Trotzdem hatte mein Vater mit einem Wort Menschen ins Bild geholt, die wir nicht sehen konnten.

Rücksicht hat etwas von einem Umschauen. Ich unterbreche die Richtung meines Blicks und nehme wahr, was außerhalb meines unmittelbaren Vorhabens liegt. Ich möchte meinen Wagen abstellen. Aber was geschieht dadurch mit der Straße? Wer braucht sie noch? Was muss hier möglich bleiben, auch wenn ich längst im Haus sitze?

Andere Wörter haben heute einen größeren Raum in unserem Sprechen über den Umgang miteinander: Verständnis, Einfühlungsvermögen, Empathie. Darin liegt zunächst etwas Verheißungsvolles. Wir möchten Menschen in ihrer besonderen Lage wahrnehmen. Eine Regel kann vieles ordnen, aber sie erzählt uns noch nicht, weshalb jemand Schwierigkeiten hat, sich in diese Ordnung einzufügen. Wer verstehen möchte, muss genauer hinsehen.

Doch auch diese Wörter können ihre Richtung ändern.

Als Lehrer ging ich einmal an einer offenen Klassentür vorbei. Die Kollegin saß am Pult, die Kinder arbeiteten an ihren Plätzen. Hinten, nahe der Tür, sagte ein Junge deutlich hörbar zu seinem Nachbarn: „Machst du das noch mal, dann schlag ich dich tot!“

Ich blieb stehen und wartete auf eine Reaktion. Sie kam nicht. Also klopfte ich an die offene Tür und bat darum, den Jungen zu einem Gespräch mit der Schulleitung mitnehmen zu dürfen. Die Kollegin war irritiert. Ich müsse doch verstehen: Der Junge habe gerade eine schwierige Zeit. Zu Hause sei dies, in der Schule jenes.

Das waren Gründe, sich mit ihm zu beschäftigen. Aber weshalb sollten sie Gründe sein, die Drohung unbeantwortet zu lassen? Was hatte der andere Junge gerade erlebt? Was bedeutete das Schweigen für die Kinder ringsum? Und welche Hilfe erhielt der drohende Junge, wenn seine Schwierigkeiten zwar erklärt wurden, sein Handeln aber ohne erkennbare Grenze blieb?

Das Verständnis für den einen hatte die Situation nicht geöffnet. Es hatte sie verengt.

Ähnliches begegnet mir vor einer Schule. Eine Mutter hält am Überweg im Halteverbot. Sie hat zwei Kinder und muss erst das eine zur Schule bringen. „Ich bin doch sofort wieder weg!“, erklärt sie dem Polizisten, der sie zum Weiterfahren auffordert. Nachdem sie wiederholt dort gehalten hat und schließlich einen Strafzettel erhält, fühlt sie sich ungerecht behandelt.

Ihre Eile ist wirklich. Die Organisation eines Familienmorgens kann anstrengend sein. Aber auch die Kinder, denen ihr Wagen die Sicht nimmt, sind wirklich. Sie stehen vielleicht noch gar nicht am Überweg. Ihre Gefährdung muss aus der Situation erschlossen werden. Die Mutter dagegen steht vor uns und kann ihre Belastung unmittelbar vortragen.

Hier liegt eine eigentümliche Verschiebung. Wer sein Erleben anschaulich macht, erhält Aufmerksamkeit. Wer noch nicht anwesend ist, braucht jemanden, der ihn berücksichtigt.

Verstehen habe ich als eine Bewegung gelernt, in der Menschen einander etwas erschließen und dabei auch die Situation deutlicher wird, die sie miteinander verbindet. Empathie kann diese Bewegung eröffnen: Ich gewinne ein Gefühl für jemanden, dessen Leben nicht meines ist. Aber was bleibt von dieser Öffnung, wenn sie bei seiner Sicht der Dinge stehen bleibt? Wenn sein „Du musst mich verstehen!“ bereits festlegt, welche Antwort ich geben darf?

Dann kann ein Einwand gegen sein Handeln als Angriff auf seine Person erscheinen. Wer auf die freie Durchfahrt hinweist, wirkt plötzlich verständnislos gegenüber demjenigen, der dort parkt.

Rücksicht braucht Sachkenntnis. Ich muss wissen, dass ein Rettungsfahrzeug Platz benötigt, dass ein zugeparkter Überweg die Sicht einschränkt, dass eine ausgesprochene Drohung einen Klassenraum verändert. Diese Kenntnisse machen die Ansprüche anderer Menschen nachvollziehbar. Wir können die Straße ansehen, die Sicht prüfen, die Worte hören und darüber sprechen, was daraus folgt.

Gefühle bringen weitere Wahrnehmungen hinzu. Sie können uns auf etwas aufmerksam machen, das unserer sachlichen Betrachtung entgangen ist. Ein Unbehagen ist manchmal der Anfang einer wichtigen Frage. Doch als urteilende Instanz haben Gefühle eine andere Stellung: Ob ich mich hinreichend verstanden fühle, kann letztlich vor allem ich selbst sagen. Mein Gegenüber kann darauf eingehen, nachfragen, sein Handeln ändern. Eine Gewissheit, dass es nun genügt, erhält es dadurch noch nicht.

Vielleicht gewinnt das Gefühl gerade deshalb so viel Gewicht, weil unsere Welt schwerer zu überblicken ist. Zusammenhänge sind weitläufig, Kenntnisse verteilt, Folgen oft erst spät erkennbar. Zugleich sollen wir schnell Stellung beziehen. Das Gefühl bietet eine Verdichtung: Das ist ungerecht. Das ist unmenschlich. Hier werde ich übergangen.

Solche Sätze können eine Untersuchung eröffnen. Unter dem Druck der Beschleunigung können sie diese aber auch ersetzen. Die erste Bewegung wird zum letzten Urteil. Wer noch unterscheiden möchte, erscheint unentschlossen; wer unmittelbar urteilt, klar und authentisch.

Vor dieser hohen Mauer steht die Tagespolitik.

Sie muss die unterschiedlichen Lebenslagen der Menschen ernst nehmen und zugleich Bedingungen sichern, die über das Erleben jedes Einzelnen hinausreichen. Sie muss Rücksicht auf diejenigen nehmen, die sich nicht lautstark bemerkbar machen können. Auf Menschen, deren Bedürfnisse wenig anschaulich sind. Auf Kinder, die noch nicht geboren wurden. Auf eine Infrastruktur, deren Bedeutung meist erst auffällt, wenn sie versagt.

Dabei muss sie Entscheidungen treffen, die gegenwärtig Mühe machen. Eine freie Durchfahrt verlangt manchmal, dass jemand seinen Wagen anderswo abstellt.

Der Aufwand des Umparkens wird sofort empfunden. Der Nutzen der freien Durchfahrt bleibt womöglich jahrelang unsichtbar.

Politik soll beides vermitteln. Doch wenn Berücksichtigung zunehmend bedeutet, von Zumutungen verschont zu bleiben, wird ihre Aufgabe widersprüchlich. Sie soll für das Ganze sorgen und jedem Einzelnen bestätigen, dass seine eigene Lage den Ausschlag gibt.

Sie trägt selbst zu dieser Erwartung bei. „Wir hören auf die Menschen“, verspricht sie. Aber die Menschen wünschen Verschiedenes, manchmal Unvereinbares. Im Regierungshandeln kehren die Widersprüche zurück, die im Versprechen noch verschwinden konnten. Dann heißt es: Auch die verstehen uns nicht.

Eine Regierung nach der anderen verliert Vertrauen. Mit den ungelösten Aufgaben übernimmt die nächste auch die Enttäuschung über ihre Vorgänger. Sie verspricht noch entschiedener, endlich zu verstehen. Und muss doch wieder abwägen, begrenzen, Zeit verlangen. Die Unzufriedenheit mit Kanzlern und Regierungen erreicht in den letzten Jahren bedrückende Ausmaße.

Gewiss, Regierungen machen Fehler. Manches Scheitern hat handfeste Gründe. Aber auch unsere Erwartungen verdienen eine Untersuchung. Können wir noch anerkennen, dass eine Entscheidung unserer gemeinsamen Welt dient, obwohl sie uns persönlich etwas abverlangt? Können wir Verständnis erfahren, ohne daraus einen Anspruch auf Zustimmung abzuleiten?

Mein Vater sagte: „Das ist rücksichtslos.“

Vielleicht klang das Wort deshalb so ungewohnt, weil es keine Geschichte über denjenigen erzählte, der dort geparkt hatte. Es lenkte den Blick auf etwas, das zwischen uns liegt und für andere offen bleiben muss.

Die Feuerwehr war noch nicht da. Gerade deshalb musste die Durchfahrt frei sein.